



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Aus Klopstocks Knabenjahren.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Doch begann allmählig schon gegen den Schluß des fünfzehnten Säculums auch unter den Studenten die neue Welt sich anzukündigen, welche im Wachsen begriffen war, und welche endlich die alten Formen zersprengen oder sie doch mit einem neuen Inhalt erfüllen sollte. Die Disputationen, die Grade verloren mehr und mehr ihren Werth, das System der Bursen, das ganze geistliche Wesen der Universitäten wankte trotz aller Stützung. Allerlei Ungewohntes tauchte, wenn auch meist nur vorübergehend, neben dem zerbröckelnden Herkommen auf. Ein gewisser poetischer Hauch, „Frisch Wesen überall“, ging durch die junge Welt, die davon freilich nicht sanfter, im Gegentheil unbändiger und ungestümer wurde. Die Freiheit stand vor der Thür — die Revolution. Hier von aber im nächsten Abschnitt.

Aus Klopstocks Anabenzahren.

Kleine Schriften von David Friedrich Strauß. Neue Folge. Berlin, 1866. Franz Duncker. 496 S. 8.

Diese neue Sammlung kleinerer Arbeiten des berühmten Theologen und Literaturhistorikers ist nach Inhalt und Form der einzelnen Stücke ziemlich bunter Natur. Den Anfang bildet eine Lebensbeschreibung Klopstocks, in der Weise des „Gutten“ im Detail ausgeführt, aber nur bis zur Abreise des Dichters nach Dänemark fortgesetzt. Dann folgen kürzer gehaltene biographische Skizzen: ein Bild der Mutter des Verfassers, ursprünglich nur für dessen Kinder bestimmt, aber schon als ein Stück Culturgeschichte von allgemeinerem Interesse, Charakteristiken des letztverstorbenen Königs von Württemberg und Justinus Kerners, zwei Leichenreden und sechs politische sowie drei unpolitische Gespräche, von denen jene sich mit der schleswig-holsteinischen und der deutschen Frage beschäftigen, diese die vorgeschlagene Schmückung des Hohenstaufen mit einem Denkmal des Kaisergeschlechts gleiches Namens, den Ausbau des Kölner Domes (gegen den sich Strauß mit Recht erklärt) und die Todesstrafe (deren Beibehaltung der Verfasser mit guten Gründen vertheidigt) im Tone der lessing'schen Dialoge behandeln. Dann wieder eine Biographie, die uns von dem schwäbischen Schauspieldirector Jacob Winter erzählt, Notizen über die in Schubarts Leben vorkommende Barbara Streicherin von Alen, eine kleine Novelle „Der

Papierreisende“, endlich die Schilderung eines nächtlichen Besuchs bei der weggesperrten Venusstatue der münchener Glyptothek. Alles ist, wie bei Strauß vorauszusetzen, vortrefflich geschrieben und mit seinem Verstande durchgeführt, vieles gedankenreich, anderes mit anmuthigem Humor vorgetragen, das Politische fast durchweg von bester Gesinnung. Eine kleine Nuance anders, und wir würden das „fast“ weglassen können.

Von ganz besonderem Interesse endlich ist der nicht von Strauß selbst, sondern von einer verstorbenen protestantischen Dame seiner Bekanntschaft herrührende Aufsatz, welcher eine Begegnung mit Möhler, dem später durch seine „Symbolik“ weithin bekannt gewordenen katholischen Theologen, zum Gegenstande hat und damit ein in hohem Grade spannendes psychologisches Räthsel aufgiebt.

Das werthvollste Stück der Sammlung aber bleibt jene Jugendgeschichte Klopstocks, die mit den ihr beigefügten Bemerkungen über das Metrische im Messias und den Oden die größere Hälfte des Bandes einnimmt, und aus der wir nachstehend einige Mittheilungen über die Kinder- und Schuljahre des Dichters folgen lassen.

Klopstocks Vater, Gottlieb Heinrich, war ein Rechtsgelehrter, der in Quedlinburg, wo die Klopstocks schon seit der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts ansässig waren, unter dem Titel eines Commissionsraths als Advocat practicirte. Er war ein Mann der eigenthümlichsten Art, ein Löwenherz, wie Cramer, der Panegyriker seines Sohnes sagt, eine schöne Seele, wie ihm seine Schwiegertochter ins Grab nachruft, und daneben wieder ein Charakter, der das Leben als Prüfungsstand, die Welt als eine schnöde anzusehen gewohnt war. Tapfer und siegreich bestand er einst ein Abenteuer in einer böhmischen Räuberherberge. Als später in seiner Gegenwart über religiöse Gegenstände gespottet wurde, rief er an den Degen schlagend: „Wer etwas wider den lieben Gott spricht, das nehme ich als Louche gegen mich, der muß sich mit mir schlagen.“ „Die irdische Glückseligkeit,“ schreibt er, „ist ein Widerspruch; sie gehört mit nichten in das raube Klima dieses Lebens.“ Wenn er an seinen Kindern Züge von Weichherzigkeit bemerkte, so gestand er, daß ihm bange werde, sie würden sich in diese Welt voll Lug und Trug nicht schicken. Ja er streifte in manchen seiner Vorstellungen nahe an Schwärmerei. Er hielt sich nicht allein im Allgemeinen versichert, daß „viele Dinge wirklich seien, welche weder ausgerechnet, abgewogen noch gemessen werden können“, verehrte nicht bloß „reservata majestatis supremae, den Vorhang der Natur, in der Ueberzeugung, daß das Erkennen, Wissen und Begreifen einem bessern Stande aufbehalten sei,“ sondern glaubte auch „daß der Professor Meyer von einem Geiste eine Ohrklatsche bekommen habe“ und hatte bisweilen des Nachts selbst Anfechtungen vom leibhaftigen Teufel.

So wenig er nach diesen Mittheilungen mit der religiösen Richtung seines Landesherrn, Friedrichs des Großen, harmonirte, war er doch ein guter preussischer Patriot. „Ich liebe den König sehr,“ schrieb er beim Ausbruch des siebenjährigen Kriegs, „der Herr sei seine Sonne, sein Schild, er seiner Feinde Schrecken,“ was gewisse Preußen sich jetzt zum Muster dienen lassen könnten.

Der Commissionsrath Klopstock war mit Anna Maria Schmidt verheirathet, einer würdigen Frau aus vermöglicher Familie, deren meiste Mitglieder in Langensalza ansässig waren. Aus dieser Ehe, die im Jahre 1756 der Tod des Gatten trennte, entsprangen siebenzehn Kinder, acht Söhne und neun Töchter, unter denen Friedrich Gottlieb als Erstgeborener am 2. Juli 1724 um die Mittagshunde das Licht der Welt erblickte. An seiner Erziehung wirkte außer den Eltern auch die Mutter des Vaters mit, eine gute, fromme Alte, die eine besondere Anziehungskraft auf die Kinder ausübte, und der später der Enkel nachrühmte, daß sie ihn zuerst auf verständige Art mit der Bibel bekannt gemacht habe. Für den Natursinn des Knaben und für dessen Gefallen an der Geschichte bot die Vaterstadt mannichfache Anregung. Von dem Felsen, auf welchem die quedinburger Abtei steht, prachtvolle Aussicht auf den Harz mit dem stolzen Brocken, unter dem Felsen ein schönes dunkles Gehölz, wo sich jetzt das Denkmal des Dichters befindet. In der Krypte der Stiftskirche sahen die Kinder das Grabmal Heinrich des Vogelstellers, in der Sakristei der Oberkirche neben einem Weinkrug von der Hochzeit zu Kana den Bartkamm des unten ruhenden Königs und den Stab seiner Enkelin, der Aebtissin Mathilde.

Etwa in seinem neunten Jahre kam der Dichterknabe noch mehr in Berührung mit der freien Natur, indem sein Vater das im Mannsfeldischen in anmuthiger Gegend an der Saale gelegene Gut Friedeburg in Pacht nahm. Der Knabe wurde hier mit einigen jungen Edelleuten aus der Nachbarschaft in den Anfangsgründen der Sprachen unterrichtet; aber die meiste Zeit blieb ihm für Bewegung und Leibesübung, zum Theil für waghalsige Spiele, frei. „Man hing sich Stieren an den Schweif, die, mit einem Stecken gereizt, den kecken Jungen im Kreise herumschleuderten, daß ihm Hören und Sehen verging; man badete im Flusse trotz des Verbotes der ängstlichen Mutter, und der Vater ermahnte, nur nicht zu ertrinken, man sprang früh vor Tage mit den beiden Hunden Schäfer und Satan über die Hofmauer, um in den Wäldern des Nachbarns Baron mit dessen Söhnen Hasen zu jagen.“

An Kenntnissen nahm der junge Klopstock unter solchen Verhältnissen wenig zu, desto mehr aber an Muth, Entschlossenheit und Körperkraft. Sein ganzes Leben hindurch blieb dem Dichter diese Vorliebe für Leibesbewegung in freier Luft, die aus seinen Dichtungen, besonders den Oden, wie ein frischer kräftiger Hauch hervorweht.

Wie in ihm selbst so scheint sich auch in Klopstocks Geschwistern ein eigen-

thümlicher Natursinn entwickelt zu haben. Sein Bruder Johann Christian, dessen früher Tod der tiefste Schmerz seiner Knabenjahre war, ging nicht lange vor seinem Ableben bei starkem Gewitter und Regen vor das Haus hinaus und blieb dort mit der Mütze in der Hand stehen. Als der Vater fragte, was er da treibe, antwortete das fünfjährige Kind: „Ich verehere den großen Gott“. Einen andern der Brüder fand später in Quedlinburg der Hofprediger Cramer hoch oben in einem Kirschbaum mit einem Buche sitzen: er lerne den hundertneununddreißigsten Psalm, sagte er.

Der Friedeburger Pacht war kein gutes Geschäft, man zog ärmer als man gekommen wieder nach Quedlinburg. Dem jetzt etwa dreizehnjährigen Dichterknaben fiel diese Veränderung äußerst schwer, und lebenslänglich hat er auf die Jahre in Friedeburg als auf eine goldene Zeit zurückgeblickt. Er besuchte von nun an das Gymnasium seiner Vaterstadt, ohne daß dieses lebhaftere Lust am Studiren in ihm erweckt hätte. Er schlenderte so fort und ließ sich auch dadurch nicht reizen, daß andere Knaben ihn hier übertrafen, während er unter den Friedeburger Junkern ohne Mühe der Erste gewesen war. Da gelang es einem der langensalzaer Verwandten, für ihn eine Freistelle in der Schulpforte zu erwirken, und jetzt nahm sich der nunmehr Fünfzehnjährige zusammen, um in eine möglichst hohe Classe zu kommen. Im November 1739 reiste er mit dem Vater nach dem neuen Bestimmungsorte ab, bestand bei dem Rector Freitag die Aufnahmeprüfung zu dessen höchster Zufriedenheit und wurde unter die ersten der dritten Classe gesetzt.

Der Rector Freitag war ein für seine Zeit tüchtiger Philolog, der Inspector Am Ende ein milder freundlicher Mann; außer ihnen wirkten noch die Lehrer Peucer, Henschel, Geißler, Heymann und Hübsch an der Anstalt. Mit besondrer Neigung aber schloß sich der junge Klopstock an den Conrector Stübel an, dem er noch als Greis ein dankbares Andenken bewahrte. Stübel ging, wie jeder Erzieher sollte, auf die Eigenthümlichkeiten seiner Zöglinge ein und behandelte darnach jeden besonders. Dem Einen brachte er die Leerheit seiner Einbildung auf Verstand und Witz zum Bewußtsein, dem Andern sagte er wieder, daß er Gaben habe, von denen er selbst nichts wisse, träge Köpfe spornte er zum Nachdenken an, die Lebhaften warnte er, das Gedächtniß nicht zu vernachlässigen, bei allen drang er auf gute Sitten. Munter und aufgeräumt, wußte er den Schülern auch das Schwere leicht zu machen, ermunterte sie durch Lob und milderte nothwendig werdende Verweise durch väterlichen Ton.

Der Unterricht in der Schulpforte war vorzüglich auf die alten Sprachen gerichtet. Der feste Grund, den Klopstock hier in diesen legte, die vertraute Bekanntschaft mit ihren Formen, die er sich erwarb, der Geist des classischen Alterthums, den er einsog, kamen ihm nachher bei seinen Bemühungen um

Neubelebung der deutschen Poesie sehr zu Statten. Während sie insbesondere die Form seines Dichtens bestimmten, waren die Lehrstunden, in denen die Evangelien synoptisch gelesen, auch alttestamentliche Stücke erklärt wurden, für die Wahl des Stoffes zu seinem Epos von Bedeutung. Neben den Uebungen im Schreiben der lateinischen und griechischen Prosa nahmen auf der alten Fürstenschule an der Saale auch die poetischen eine wichtige Stelle ein. Man machte lateinische und griechische Verse und Gedichte in allen Arten und Formen, und auch die deutsche Poesie fand eifrige Pflege. Waren es doch die Jahre, da Haller und Hagedorn in schönster Blüthe standen und der Streit zwischen Gottsched und den Zürchern die Fragen über Wesen und Aufgabe der Dichtkunst zum Tagesgespräch machte.

Es gab damals allerlei angehende Dichter in der damaligen Pforte. Fabeln allerdings machte, so sehr sie Mode waren, nur ein Schüler, Namens Böhme. Desto fleißiger wurde das Schäfergedicht cultivirt: neben einem dorischnen und einem lateinischen Bukoliker nennt die Quelle, aus der Strauß schöpft, in einem gewissen Wüstemann auch einen deutschen; Klopstock aber, so heißt es da, liefere in allen drei Sprachen wohlgelungene Idyllen. Er kenne die Natur dieser Dichtungsart und schildere seine Schäfer und Schäferinnen nach ihrer glückseligen Ruhe und Zufriedenheit anmuthig ab. In der Beschreibung ihrer unschuldigen Liebe sei er am vortrefflichsten; die Ausführung gerathe ihm bisweilen zu umständlich. Auch Ode und Lied, und zwar das anakreonthische wie das geistliche, wurden gepflegt. Unter den Oden dichtern wird dann abermals auch jener Wüstemann genannt, und zwar wird ihm eine finstre ungeordnete Einbildungskraft zugeschrieben, während von Klopstock natürliche Zärtlichkeit der Gedanken, glücklicher Reichthum an neuen Bildern, vollständige Ausführung und insbesondere von seinen Busliedern rührende Zärtlichkeit gerühmt wird. Ueberhaupt zeigen nach dieser Quelle, den Briefen eines gewissen Janozki, der ein Mitschüler Klopstocks war, die Gedichte des jungen quedlinburger Poeten eine stille und gefetzte Majestät; hitzige und außerordentliche Leidenschaften erregen sie nicht, nehmen aber das Gemüth mit einer süßen Regung ein. Auch sonst muß Klopstock dem Verfasser dieser Briefe als ein bedeutender Mensch erschienen sein. Namentlich glaubt er ihn von einer wahren Neigung zur Weltweisheit erfüllt. Seine Frömmigkeit findet er echt und ungeheuchelt. „In seinen Sitten,“ sagt er, „ist Einfalt und Unschuld, in den Unterredungen Freundlichkeit und Vorsichtigkeit. Aufrichtige Freunde liebet er treu; den Neidern begegnet er mit Großmuth. Er lebt gern in der Einsamkeit. An den Orten, wo er die Werke und Wunder Gottes in der Natur betrachten kann, ist er am liebsten. Gewöhnliche Lustbarkeiten siehet er ganz gleichgiltig an. Er bleibt allzeit gelassen und vergnügt.“ Die Sprachen, berichtet Janozki, liebe er zwar, halte sie aber für keinen Theil der Gelehrsamkeit — gewiß eine

legerische Meinung in einer sächsischen Fürstenschule, aber schon ganz dieselbe, nach der er dreißig Jahre später die Scholastenzunft, d. h. die Philologen aus seiner Gelehrtenrepublik verbannt wissen wollte.

Sonst wissen wir aus den sechs Jahren, die Klopstock in der Schulpforte zubrachte, nicht viel von ihm. Indes führt Strauß immerhin einige bezeichnende Vorfälle an. So berichtet er von einer Charfreitagrede in Alexandrinern, die der Mathematikus, welcher wunderlicherweise zugleich Vorträge über Poesie hielt, nicht gelten lassen wollte, weil sie kein Mensch verstünde, wogegen sie der Rector mit Aenderung eines einzigen Wortes passiren ließ. So führt er ferner an, daß Klopstock einmal eine Rede, die ihm der Rector aufgegeben, öffentlich deshalb nicht gemacht zu haben bekannte, weil ihm das Thema nicht gefallen. Und so erzählt er, daß der Secundaner Klopstock, als die Primaner seiner Classe das Recht bestritten, im Schulgarten spazieren zu gehen, seine Leute durch Ansprachen im Stil des Livius zu so gewaltsamem Widerstand entflamnte, daß man ihm deshalb mit Relegation drohte.

Merkwürdig ist an diesen Zeugnissen aus Klopstocks Jugendzeit, daß in ihnen sowohl der Dichter als der Mensch Klopstock schon ganz mit allen Charakterzügen des späteren Mannes auftritt. Nicht allein diese allgemeinen Züge aber waren bei ihm bereits ausgebildet, sondern auch den Gedanken der poetischen Leistung, mit der er der Erneuerer der deutschen Dichtung wurde, hat er bereits auf der Schule gefaßt. „Die Erinnerung, in der Pforte gewesen zu sein,“ schrieb er 1800 an den Rector Heimbach, „macht mir auch darum nicht selten Vergnügen, weil ich dort den Plan zu dem Messias beinahe ganz vollendet habe.“

Wie dies möglich gewesen, welche Umstände in der literarischen Geschichte der Zeit in ihrem Zusammenwirken mit einer Naturanlage, wie die Klopstocks war, ein solches Ergebnis herbeiführen konnten, wird von Strauß im zweiten Abschnitt seiner Biographie geistvoll und mit feiner Kenntniß der Sache gezeigt. Hier nur noch ein Blick auf eines seiner geistigen Producte dieser Periode, welches das sprechendste Zeugniß für sein frühzeitig fertiges Wesen ist. Es ist die lateinische Rede über den Beruf des epischen Dichters, mit welcher er 1745 von der Pforte Abschied nahm.

Hier heißt es, nachdem der Redner dem Heldengedicht den vornehmsten Platz unter allen Gattungen der Poesie angewiesen hat, und indem er nun die Reihe der epischen Dichter entlang geht, zunächst von Homer: „Er umfaßt die Natur in ihrer Schönheit als eine geliebte Schwester; er hat mit dem Urbilde dichterischer Vollkommenheit in der Brust das Heldengedicht nicht allein erfunden, sondern auch vollendet. Einfalt in der Majestät ist sein Vorzug. Was von seinem Schlummern gesprochen wird, ist nur ein Beweis, daß seine Leser bisweilen träumen. Ihm steht Virgil nur darin nach, daß er ihn zum Vor-

gänger hatte; die Natur umfängt den Griechen mit der Rechten, den Römer mit der Linken. Beide bleiben ewige Vorbilder, und nur Eins ist zu bedauern — daß sie keine Christen waren!

Von da an ist eine Kluft von Jahrhunderten; erst Tasso ist wieder nennenswerth, der einen glücklich gewählten heiligen Stoff mit reichem und feurigem Geiste ausgeschmückt hat. Aber er hat mehr Phantasie als Geschmack, hält sich nicht immer auf gleicher Höhe und preßt dem Nachfolger, bei aller Bewunderung, doch niemals die Thränen der edlen Nacheyerung aus. Nach einem Blick auf die Entartung der neueren italienischen Poesie wendet sich der Redner sofort England zu, dieser „Königin unter den Nationen Europas“, wo nun mit ähnlicher Auszeichnung, wie oben Homer, Milton eingeführt wird. An Geist und Dichterkrast sein Nebenbuhler, steht er durch die Würde der geoffenbarten Religion, die er verherrlicht, über dem Griechen, während er den Fußtapfen der heiligen Schriftsteller von Ferne und mit Ehrfurcht nachgeht. Wie erhaben ist sein Gegenstand: Gott, Himmel und Hölle, das Chaos, die Reihe der daraus hervorgegangenen Welten, die Bewohner der Gestirne, die Engel und Menschen vor und nach dem Fall, mit dem Ausblick auf die Erlösung. Einen noch erhabenern Stoff hat der jugendliche Redner sich selbst zur dichterischen Bearbeitung ausersehen; eine Kühnheit, um deren willen er Milton's erhabenen Schatten ihm nicht zürnen zu wollen bittet.

Bedeutend abwärts geht es von da zu den Franzosen, deren Geist fein und leicht, aber selten erhaben ist. Manche hat ein edler Ehrgeiz in die epische Bahn gerissen; aber wenige sind darin glücklich gewesen. Einsam steht Fenelon da, der in seinem Telemach den Virgil an einfacher Anmuth erreicht, an sittlichem Geiste übertrifft. Daß Voltaire dieses Werk nicht als Epos, sondern nur als Roman gelten lassen will, ist Neid; denn er mit seiner Henriade steht tief darunter. Zierlich, aber nicht groß, natürlich, aber oft auch gewöhnlich, läßt er einen am Ende kalt; abgesehen noch davon, daß er auch mehr Schmeichler ist, als sich mit der Würde der Dichtkunst verträgt. In neuester Zeit ist unter den Engländern Glover mit seinem Leonidas, in den Niederlanden van Haaren mit seinem Friso aufgetreten, der dem Telemach nahe kommt.

So dringt der Ruhm epischer Dichtung immer mehr gegen unsere Grenzen vor: aber herüber kommt er nicht. Eher wird er noch die kalten Nordländer besuchen, als er die unfrigen erblickt. Jedes Volk in Europa wird mit dem Namen eines Helden-Dichters prangen; nur wir Deutsche, träg und ohne Ehrgefühl, werden eines solchen auch dann noch entbehren. „Gerechter Unwillen ergreift meine Seele, wenn ich die tiefe Schlassucht unseres Volkes in diesem Stücke wahrnehmen muß. Durch Beschäftigung mit elenden Tändeleien suchen wir den Ruhm des Genies; durch Gedichte, die zu keinem andern Zwecke zu entstehen scheinen, als um unterzugehen und nicht mehr zu sein, wagen wir,

ganz unwerth des deutschen Namens, die heilige Unsterblichkeit erringen zu wollen. Wie kühn waren unsere Vorfahren in den Waffen! ja auch wir noch sind in der Philosophie, in den Wissenschaften überhaupt, nicht ohne Ruhm; wir streben empor, selbst das stolze Ausland erkennt es an: nur die Dichtkunst scheint bei uns dazu verurtheilt, von unwürdigen Händen berührt und am Boden gehalten zu werden. Werfet mir nicht ein, wir haben doch Dichter, die die sich über die Mittelmäßigkeit erheben: ich rede hier vom Heldengedicht, dem höchsten Werk der Poesie, und ein solches hat von unsern Poeten noch keiner geschaffen. Versuche sind gemacht, aber mißlungen: so gut das neue auf den Sachsen Wittekind, als jenes alte auf den Kaiser Maximilian.

Hier führt der Redner den Vorwurf (Elezar Mauvillon's*) von dem Mangel eines schöpferischen Geistes auf dem deutschen Parnas mit dem Beisatz an, das Schlimmste sei, daß der Mann nicht einmal Unrecht habe. Was nun aber dagegen thun? Etwa abermals, wie schon öfter geschehen, mit vielem Wortgepränge beweisen, daß es den Deutschen nicht an Geist fehle? Nein! „Durch die That, durch ein großes und unsterbliches Werk, müssen wir zeigen, was wir vermögen.“ Das möchte der Redner in einer Versammlung der ersten deutschen Dichter aussprechen, und wie glücklich würde er sich schätzen, wenn es ihm gelänge, den würdigsten derselben die Röthe edler Scham über die lange Vernachlässigung der Pflicht gegen des Vaterlands Ruhm in die Wangen zu jagen! „Sollte jedoch vielleicht unter den jetzt blühenden deutschen Dichtern derjenige noch nicht zu finden sein, welcher bestimmt ist, sein deutsches Vaterland mit diesem Ruhme zu schmücken: o, so brich an, du großer Tag, der uns diesen Sänger schenken soll; nähere dich schneller, o Sonne, der zuerst ihn zu schauen und mit freundlichem Antlitz zu bestrahlen vergönnt sein wird! Tugend möge ihn, und mit der himmlischen Muse vereint, Weisheit auf zärtlichen Armen wiegen! Vor seinen Augen erschließe sich der Natur ganzes Feld und der anbetungswürdigen Religion Andern unzugängliche Höhe; selbst künftiger Jahrhunderte Reihe bleibe ihm nicht ganz verhüllt und dunkel. Von diesen Erzieherinnen werde er gebildet, der Menschheit, der Unsterblichkeit, Gottes selbst, den er vornehmlich preisen soll, würdig.“

„Du endlich,“ schließt er, „o Pforte, Nährerin und Augenzeugin dieser Freundschaft, sei glücklich und pflege in zärtlichem Schooße diese deine Zöglinge. Oft werde ich deines Namens mich anhänglich erinnern und dich als die Mutter jenes Werkes, das ich in deinen Armen auszudenken angefangen, dankbar verehren.“

In dieser Rede ist besonders die Stelle, in welcher ihr Verfasser den künftigen Dichter, wie ihn Deutschland bedürfe, mithin, was seine den Zuhörern

*) 1740 Lehrer am braunschweiger Carolinum.

wohlverständliche Meinung war, sich selbst prophezeit und segnet, von jeher verschieden beurtheilt worden. Die Einen haben musterhafte Bescheidenheit, die Andern lächerliche Eitelkeit darin gefunden. Strauß findet den jugendlichen Klopstock „hier nur grade so stolz, als er sein durfte“, „er fühlte, was er leisten konnte; und so bescheiden, als er sein mußte, sofern er es noch nicht geleistet hatte; er tritt mit der ganzen Bedeutung auf, die er nachher bewährt, und mit einer Liebenswürdigkeit, die er nicht immer behalten hat.“

Das Leben Gneisenaus von Berz.

3.

Gneisenau befand sich Mitte des Jahres 1810 im Privatleben, vereint mit seiner Familie in Mittel-Kauffungen.

Wieder gerieth der Staat in eine Lage, aus welcher er sich nach der Ansicht der Besten des Landes nur durch Kampf auf Leben und Tod erheben konnte. Gneisenau wurde deshalb in die Staatsgeschäfte zurückgerufen. Er setzte abermals alle Kräfte in Bewegung, um diesem Kampf eine günstige Entscheidung zu sichern. Als aber im Herbst 1811 bis Frühjahr 1812 dieser Kampf geführt werden sollte, entzog sich der König von Neuem der Entscheidung und gab sich und sein Land freiwillig in die erniedrigenden Bande Napoleons. Gneisenau forderte und erhielt zum zweiten Mal seinen Abschied. — Im großen Ganzen finden wir in diesem Lebensabschnitt Gneisenaus eine Wiederholung des früheren Kampfes, nur mit dem Unterschied, daß Gneisenau mehr in den Vordergrund und in nähere Beziehungen zum Könige und zum Mittelpunkt der Geschäfte tritt.

Die bedeutenden Erfolge, welche Napoleon im Kriege 1809 gegen Oestreich gewonnen und seine Verheirathung mit einer östreichischen Erzherzogin hatten Oestreich aus der Zahl seiner Feinde gestrichen und ihm zur vollen Unterjochung Europas nur einen großen Feind gelassen, Rußland. — Hatte Napoleon bis dahin eine Freundschaft zu Kaiser Alexander geheuchelt, und diesen eiteln Monarchen dadurch hingehalten, so ließ er jetzt die Maske langsam fallen, und Preußen, das er bis dahin aus Rücksicht auf Kaiser Alexander noch einigermaßen geschont, empfand zuerst den ganzen Wechsel seiner Laune. Die Daum-